Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 52 (1996)
Heft: 5

Rubrik: Wie wir reden - Wie reden wir?

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie wir reden – Wie reden wir?

Von Gärtnern, Bauern und Karl Marx

Es ist eine eigenartige Sache mit der Sprache: Für dieselbe Tätigkeit kennt sie unterschiedliche Begriffe. Das Tun eines Gärtners zum Beispiel, der einen Baum pflanzt, bezeichnen wir als «Arbeit»; wenn ein Schreiner nach Feierabend dasselbe tut, dann sprechen wir von «Freizeitbeschäftigung».
Oder: Wenn ein Bauer nach dem Mittagessen vom Tisch aufsteht, wird er zu seiner Frau nicht sagen: «Ich gehe arbeiten», sondern: «Ich gehe aufs Feld» oder: «Ich gehe pflügen.» Nicht, dass der Bauer hartes Arbeiten nicht kennen würde, aber er nennt sein Tun nicht Arbeit. Wer dagegen ins Büro fährt oder in die Fabrik, der wird sagen: «Ich gehe arbeiten.»
Warum bezeichnen die einen ihre berufliche Tätigkeit als Arbeit, die anderen nicht? Warum «arbeitet» der Gärtner und warum «arbeitet» der Schreiner nicht? Umgangssprachlich wird «Arbeit» definiert als «Lohnarbeit»: Ich «arbeite» nur dann, wenn ich für mein Tun bezahlt werde. Deshalb bezeichnen wir dieselbe Tätigkeit im einen Fall als «Arbeit», im anderen Fall nicht. (Der einen Baum pflanzende Gärtner tut dies im Rahmen seiner Anstellung und wird dafür bezahlt, er «arbeitet»; der Schreiner dagegen erhält fürs Bäumepflanzen keinen Lohn, also «arbeitet» er nicht.)
Die Gleichsetzung von «Arbeit» und «Lohnarbeit» geht einher mit der Erfahrung entfremdeter Arbeit: Gemäss Karl Marx führt die Trennung von Arbeit und Kapital zur Bildung unterschiedlicher Klassen (die eine verfügt über das Kapital, die andere über die Arbeitskraft) auf klar geschiedenen Hierarchiestufen. Der Arbeiter ist Teil eines umfassenden Produktionsprozesses und deshalb nicht in der Lage, die Konsequenzen seines Tuns zu überblicken. Er wird als «Arbeitskraft» zur berechenbaren Grösse und entfremdet sich von seiner Tätigkeit.
Mit anderen Worten: Wir sprechen dann von «entfremdeter Arbeit», wenn Leben und Erwerb nicht zusammenfallen. Mit dem Geld, das man bei der Arbeit verdient, kauft man sich ein anderes Leben als das, in dem man arbeitend lebt. (Deshalb bezeichnen die meisten von uns ihre berufliche Tätigkeit als «Arbeit». Häufig jedoch tun dies gerade Bauern nicht, weil hier Leben und Arbeit nicht auseinanderklaffen. In der Einheit von Sein und Tun liegt für mich die ursprüngliche Schönheit und Kraft des Bauernstandes: Man arbeitet nicht als Bauer, sondern man ist Bauer.)
Das Verständnis von «Arbeit» als «Lohnarbeit» kann für jene, die erwerbslos sind, psychische Konsequenzen haben: Weil Arbeit und Beruf gemeinhin mit Stiftung von Identität verbunden werden, kann der Verlust des Arbeitsplatzes (neben ökonomischen Folgen) auch zu einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls führen. In einer Welt, in der vor allem Arbeit und Leistung zählen, kann sich angesichts von Arbeitslosigkeit das Gefühl einstellen, wertlos, nutzlos und überflüssig zu sein.
Deshalb scheint es mir sinnvoll, unter «Arbeit» mehr als nur «Lohnarbeit» zu verstehen. (Die Gleichung «Arbeit = Lohnarbeit» – gemäss Theologin Dorothee Sölle ohnehin ein «kapitalistischer Fluch» – ist unter anderem für die skandalöse Haltung jener verantwortlich, welche die Tätigkeit von Hausfrauen nicht als «Arbeit» bezeichnen wollen.) Der Begriff «Arbeit» kann zum Beispiel definiert werden als menschliches Tun, das dazu beiträgt, Leben zu bewältigen, zu gestalten und zu erhalten.
Dieser Definition zufolge kann ein Erwerbstätiger sehr wohl «arbeitslos» sein, etwa dann, wenn sein Tun (menschliches) Leben beeinträchtigt oder gefährdet. Umgekehrt kann ein Erwerbsloser ein «Arbeiter» sein, zum Beispiel, wenn er sich für das Gemeinwohl einsetzt. Selbstverständlich ist damit das ökonomische Problem der Arbeitslosigkeit – vorerst – nicht zu lösen. Immer noch sind viel zu viele ohne Erwerbstätigkeit. Gott sei's geklagt – und den Politikern auch und erst recht!

Bruno Bader

Just das Wort «just» kommt in Mode

In den Wörterbüchern ist vermerkt, dass «just» und «justament» veraltete Wörter sind und dass sie allenfalls noch poetisch gebraucht werden. Seit einiger Zeit aber hört man «justament» wieder öfter, und «just» hat sich in der Umgangssprache breitgemacht, und von Poesie ist da ja keine Rede. Auf einmal hat man wieder Geschmack an diesen veralteten Wörtern gefunden.
Obgleich sie so altdeutsch klingen, sind diese miteinander eng verwandten Wörter «justament» und «just» nicht ursprünglich deutsch, sondern sie kommen aus dem Lateinischen. Da gibt es als neutrales Substantiv das Wort «ius» mit dem Genitiv «iuris», und das heisst «Recht» oder «Gesetz». Allerdings gibt es da ein genau gleiches Wort «ius», das auch genauso deklininiert wird, und das hat mit Recht und Gesetz überhaupt nichts zu tun, sondern es bedeutet «Brühe» oder «Suppe». Beide lateinischen Wörter kennen wir im Deutschen, nur mit «J» geschrieben. Das erstere «Jus» wird besonders für das Studium des Rechts gebraucht, beziehungsweise der Rechte oder «Jura». Wenn man diesem «Jus» aber eine französische Aussprache gibt, bezeichnet man damit die Fleischbrühe in der Pfanne, womit man die Sosse für den Braten zubereitet, oder in der Schweiz einen Fruchtsaft, z.B. Orangenjus.
Vom lateinischen Wort «ius» mit der Bedeutung «Recht» kommt das Adjektiv «iustus» und davon das Adverb «iuste», und das heisst «mit Recht», und unser nun wieder so beliebt gewordenes «just» ist davon abgeleitet, wurde aber früher genauso wie jetzt eher in der Bedeutung «eben» oder «gerade» oder «ausgerechnet» gebraucht, also: «just in dem Augenblick» oder «just dieser Mensch» oder «just eine solche Geschichte.»
«Justament» bedeutet das gleiche wie «just», kam zu uns aber auf dem Umweg übers Französische, wo das Adjektiv «juste» unter anderem «richtig» bedeutet, und wenn man im Französischen ein Adverb aus einem Adjektiv machen will, wird die Endung «ment» angehängt, und aus diesem «justement» wurde – leicht abgewandelt und mit deutscher Aussprache – dann unser «justament».
Ob «just» oder «justament», sind diese alten und nunmehr wieder so modisch gewordenen Wörter jedenfalls nicht so deutsch, wie es scheint. Warum aber holt man ein Wort, das eigentlich aus dem Lateinischen kommt, nun auf einmal wieder ans Licht und gebraucht es in der Umgangssprache, wenn wir doch jetzt die modischen Wörter so gern aus dem Englischen holen?
Vielleicht liegt der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage just darin, dass das Wörtchen «just» im Englischen sehr viel gebraucht wird, ja dass man sich im Englischen ohne dieses «just» kaum ausdrücken kann. Also: «just in case, just the same, just a minute, he's just left, he is just a fool, that is just right, I just said that, this is just a note, that's just wonderful» und so weiter und so fort. Und weil wir alles, was aus dem Englischen kommt, so gern übernehmen, dürfte sich auch dieses im Englischen so häufig gebrauchte Wörtchen «just» bei uns nun wieder eingebürgert haben, allerdings mit deutscher Aussprache, was freilich ein Vorteil ist gegenüber all den neuen Wörtern, die wegen ihrer englischen Aussprache kaum in die deutsche Sprache passen. Von diesem sehr englischen Wort aber kann man ausnahmsweise einmal sagen, dass es in die deutsche Sprache passt.

Klaus Mampell

«Sie dürfen...»

«Sie dürfen hier noch Platz nehmen» oder «Sie dürfen jetzt den Oberkörper freimachen» usw., usw.: Solche höflich gemeinten Wendungen sind in den Wartezimmern oder Untersuchungsräumen der Ärzte (offenbar auf Grund von Ratschlägen der betreffenden Ausbildungszentren) üblich geworden. In acht von zehn Fällen werden wir als Patienten wie hilfsbedürftige Erstklässler angesprochen, auch wenn es nur um Zahnschmerzen geht. Aber klingt es nicht etwas herablassend, wenn eine Empfangsdame oder der Arzt, statt zu sagen: «Würden Sie bitte noch warten», uns mitteilt, wir *dürften* nun noch etwas warten. Man meint vielleicht, die im gewöhnlichen Sprachgebrauch übliche Aufforderung klinge unhöflich, und vergisst, dass «dürfen» so viel wie «die Erlaubnis haben», «befugt» oder «berechtigt sein» heisst. Erlauben kann man jemandem etwas, wenn man gesellschaftlich oder auf Grund des Alters ein gewisses Vorrecht hat.

Hängen solche Unsicherheiten mit dem Wandel im Ansehen des Arztberufs zusammen? Will man durch gönnerhafte Floskeln das Verschwinden des früheren Prestiges wettmachen? Ärzte wie Pfarrer besassen ja einst einen überdurchschnittlichen Nimbus. Man überzeuge sich davon durch die Lektüre von Ärzteromanen, falls man zu jung ist, um die Idealisierung der weissgewandeten Gestalten noch miterlebt zu haben. Sicher sind auch die meisten der Verehrten froh, dass der frühere Nimbus einer nüchternen Achtung gewichen ist; obwohl es ja sicher richtig ist, Menschen, die mit überdurchschnittlichem Einsatz helfen, gebührend zu ehren.
Sprachliche Unsicherheiten im Zusammenhang mit dem Wandel des Ansehens einer Berufsgattung zu sehen, mag an den Haaren herangezogen erscheinen. Ich kam jedoch darauf, weil ähnliche sprachliche Unsicherheiten sich auch bei Geistlichen – früher waren es die Pfarr*herren* – zu vermehren scheinen. Doch es wäre ein zu weites Feld, hier Beispiele aufzuzählen. Warum überhaupt jammern! Seien wir froh, dass vorläufig keine Predigt mit einem «Okay» statt mit «Amen» abgeschlossen wird und dass am Eingang hiesiger Ärztepraxen der Patient nicht durch ein «Welcome to our Medical Center» begrüsst wird.
Auf die Tücken im Gebrauch der Hilfsverben aufmerksam zu machen, dürfte aber doch nicht bloss Nörgelei sein.

Hans Bänziger

Presseschau: Deutsch in Rumänien

«Karpathenrundschau»,
Kronstädter Wochenschrift
Brasov/Kronstadt, Rumänien

Die «Karpathenrundschau» erscheint wöchentlich als Beilage der «Deutschen Allgemeinen Zeitung für Rumänien». Seit einiger Zeit widmet sich ihr in Regensburg lebender Mitarbeiter Stefan Mummert dem Thema «Sprachpflege bei den Siebenbürger Sachsen».
Die Reformation kam in Siebenbürgen in neuhochdeutschem Gewand. Im mündlichen Gebrauch behielt jedoch die fälschlich «Sächsisch» genannte moselfränkische Mundart die Oberhand. Predigten in Neuhochdeutsch waren im 16. bis zum 19. Jahrhundert undenkbar. Erst als im 19. Jahrhundert der magyarische Assimilationsdruck zunahm, wurde auch im mündlichen Gebrauch das Hochdeutsch verbreitet. Die siebenbürgisch-sächsische «Landsprach» machte im amtlichen Gebrauch dem Hochdeutschen Platz.
Im kirchlichen Bereich war es 1848 der lutherische Bischof Paul Georg Binder, der dem Hochdeutschen zum Sieg verholfen hat. Die «burzenländische Bürger- und Bauernpartei» opponierte jedoch gegen den allgemeinen Gebrauch des Hochdeutschen; andere Kreise bemühten sich um einen Ausgleich zwischen Mundart und Schriftsprache.
In unserem Jahrhundert war es der nationalsozialistisch ausgerichtete Verband «Deutsche Volksgruppe in Rumänien», der den Kampf gegen die moselfränkische Mundart auf seine Fahnen schrieb. Ausgerechnet der von «Blut und Boden» schwärmenden NS-Weltanschauung galt das Bodenständige wenig. Das Sächsische war von den Amtsstellen der «Deutschen Volksgruppe in Rumänien» verbannt; was ein bekannter siebenbürgisch-sächsischer Germanist, Prof. Karl Kurt Klein, am eigenen Leibe erleben musste, als er auf dem Amt sächsisch sprach und deswegen angeschnauzt wurde. Immerhin haben diese Massnahmen die Entwicklung einer neuen Sprachform zur Folge gehabt, des «Kucheldeutschen», das auf oberdeutscher Prägung beruht.
Für die alemannische Schweiz dürften hier einige Parallelen zu finden sein; ebenso für das Grossherzogtum Luxemburg, welches ja zum Teil zur Urheimat der Siebenbürger Sachsen zu zählen ist.
Die Artikelserie in der «Karpathenrundschau» wird fortgesetzt, ebenso die Würdigung für den siebenbürgisch-sächsischen Pfarrer und Volkserzieher Stefan Luwig Roth, der seine Formung durch den Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi erfahren hat.

Ludwig Schlögl